

«Wohnen in der Giesserei ist ein Beruf»

Tanja Polli (Text), Andreas Wolfensberger (Bild)

WINTER
THURER 2016
JAHRBUCH

Sieben Jahre hat es gedauert, bis aus einer Vision des Architekten Hans Suter die erste selbstverwaltete Mehrgenerationensiedlung der Schweiz entstanden ist. Wie realisiert man ein Projekt, bei dem jeder mitreden darf? Die Giessereipioniere Hans Suter, Dorothea Frey, Ursula Balzli und Kurt Lampart im Gespräch.

Hans Suter, wie kommt man auf die Idee, als Einzelperson ein Wohnprojekt in dieser Grösse auf die Beine stellen zu wollen?

Hans Suter: Überhaupt nicht (lacht). Ich dachte 2006 an eine Siedlung mit dreissig, höchstens fünfzig Wohnungen. Ich habe damals mit meiner Familie im Toggenburg gewohnt, in einer natürlich gewachsenen Mehrgenerationensiedlung. Die Wohnform hat mich überzeugt, aber aufs Alter wollte ich nach Winterthur.

Warum nach Winterthur?

Suter: Ich habe ein paar Jahre in Benken gewohnt und bin damals oft mit dem Velo nach Winterthur gefahren. Ich habe die Stadt sofort ins Herz geschlossen. Sie bietet genauso viel wie Zürich, ist aber überschaubarer.

Ursula Balzli: Wir sind uns damals an einem Einweihungsfest eines Einfamilienhauses, das du gebaut hast, begegnet. Erinnerst du dich?

Suter: Sicher erinnere ich mich!

Balzli: Ich war auf der Suche nach einem Architekten, weil ich plante, mir aufs Alter ein kleines Ein-Frau-Haus zu bauen. Du meinstest dann, du hättest eine viel bessere Idee: ein Mehrgenerationenhaus. Das gefiel mir sofort.

Suter: Ursula hat mich dann motiviert, endlich ein Inserat aufzugeben und weitere Interessenten zu suchen. Wir dachten in erster Linie an Menschen in der zweiten Lebenshälfte, die mithelfen sollten, das Projekt zu finanzieren. Es meldeten sich dann viel mehr Leute, als wir erwartet hatten, auch Junge, Familien mit Kindern.

Dorothea Frey: Mein Mann Martin und ich haben uns auf dieses Inserat bei Hans gemeldet. Martin wünschte sich schon lange, gemeinschaftlicher zu wohnen. Ich selber wäre wohl noch lange zufrieden gewesen in unserem Reihenhäuschen. Martin hatte schon dort versucht, die Nachbarn zu vernetzen, den Rasenmäher zu teilen, regelmässige Nachtessen zu initiieren, aber er träumte von mehr.

Suter: Schon nach der ersten Informationsveranstaltung waren wir zu vierzigst und konnten die ersten Arbeitsgruppen bilden.

Kurt Lampart: Meine Frau und ich kamen dazu, als der Verein bereits gegründet war. Ich habe vor meiner Pensionierung als Sozialarbeiter bei der Pro Senectute Kanton Zürich gearbeitet, «Wohnen im Alter» war eines unserer Fachthemen. Ich habe den Infoabend des Mehrgenerationenprojekts in der Hoffnung besucht, einen Beratungsauftrag an Land ziehen zu können. Bereits nach einer Viertelstunde war mir klar, dass die Leute dort keine Beratung benötigten. Eine weitere Viertelstunde später hatte ich persönlich Feuer gefangen. Für meine Frau und mich war schon länger klar, dass wir nach dem Auszug unserer Kinder eine neue Wohnform suchen würden. Wir traten dem Verein bei und ich schloss mich der Arbeitsgruppe «Planung» an.

Arbeitsgruppen, Sitzungen, wie macht man das alles neben Familie und Job?

Suter: Also, bei mir ging das schnell nicht mehr auf, ich habe meinen Job stark vernachlässigt in dieser Zeit. Wenn niemand da ist, der die Fäden in der Hand behält, lässt sich so ein Vorhaben nicht realisieren.

Lampart: Es hat mich von Anfang an beeindruckt, wie viel Freiwilligenarbeit geleistet wurde.

Frey: Ganz ehrlich: Die ersten Versammlungen waren mir eher lästig. Unsere beiden Söhne waren noch klein und die Zeit war knapp. Ich sagte meinem Mann damals sogar, dass ich Angst hätte, dass uns dieses Projekt als Paar auseinander-



Sie haben ihre Vision vom gemeinschaftlichen Wohnen im Mehrgenerationenhaus Giesserei umgesetzt: die Giessereipionierinnen und -pioniere (im Uhrzeigersinn) Hans Suter, Ursula Balzli, Dorothea Frey und Kurt Lampart.

bringe. Er liess sich nicht beeindrucken, sondern riet mir, einer Arbeitsgruppe beizutreten, um die Leute besser kennenzulernen und mich somit stärker mit dem Projekt zu identifizieren. Ich bin seinem Rat gefolgt; heute bin ich die, die überall mitmacht, und Martin nennt mich inzwischen «Siedlungsnudel».

Das klingt fast zu harmonisch. Was war schwierig?

Balzli: Für mich ging alles zu langsam. Als wir nach mehr als einem Jahr immer noch kein geeignetes Grundstück gefunden hatten, wurde ich kribbelig. Ich war bereits 69 Jahre alt und hatte das Gefühl, mir würden langsam die Felle davonschwimmen. Auf langen Velotouren durch Winterthur begann ich, selber nach unbebauten Grundstücken Ausschau zu halten.

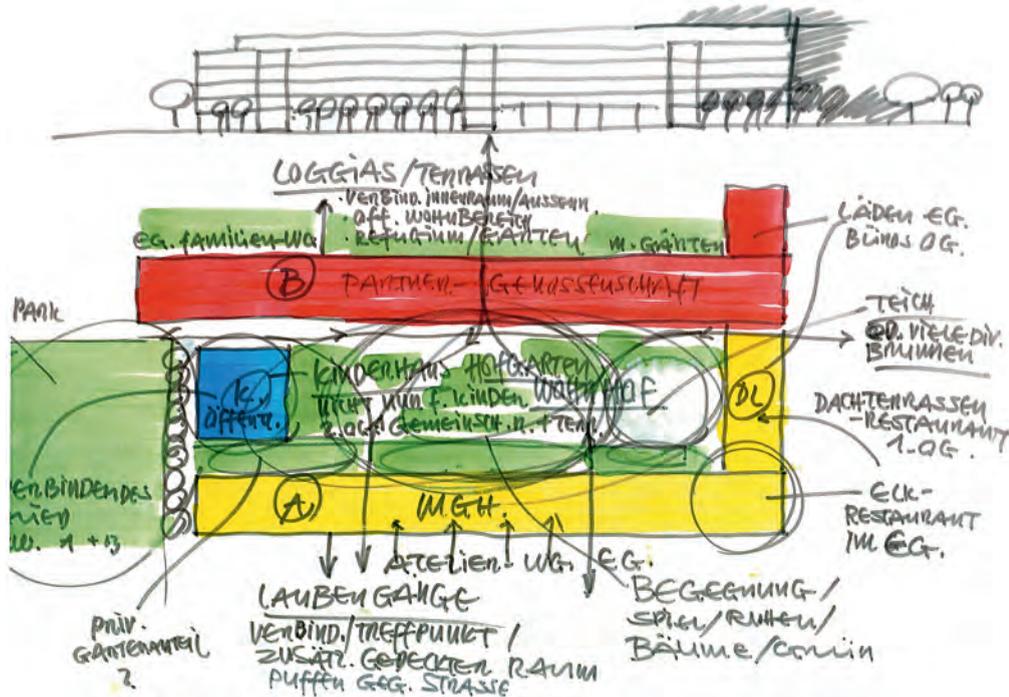
Die Giessereipioniere

Hans Suter, 67, Architekt, wohnt alleine in einem Wohnatelier in der Giesserei.

Ursula Balzli, 78, pensionierte Geburtsbegleiterin und Kindergärtnerin, wohnt alleine.

Dorothea Frey, 55, Musikerin und Sängerin, wohnt zusammen mit ihrem Mann Martin Sonderegger und den Söhnen Lupino, 16, und Livio, 14.

Kurt Lampart, 68, pensionierter Sozialarbeiter, wohnt zusammen mit seiner Frau Maria in der Giesserei.



◀ Die Giesserei: von der «spinnigen Wohnidee» über die Skizze zum 65-Millionen-Projekt. (Skizze: z. V. g.)

Mit Erfolg. War das Grundstück Neuhegi eine Notlösung oder ein Glücksfall?

Balzli: Das war im ersten Moment schwierig. Nachdem wir uns für Hegi entschieden hatten, sind viele abgesprungen. Sie hatten sich etwas Kleineres vorgestellt oder wollten partout nicht nach Hegi. Wir ziehen nicht ins Outback, sagten sie.

Suter: Hegi war beides. Als wir realisierten, wie gross dieses Areal ist, dass wir jetzt nicht mehr von vierzig, sondern von 150 Wohnungen reden, bekamen wir schon weiche Knie. Im Nachhinein war die Grösse des Grundstücks aber eine grosse Chance.

Lampart: Wir waren plötzlich Bauherren eines 65-Millionen-Projektes.

Wie schafft man es, ein solches Bauvorhaben auszuarbeiten, wenn jede Entscheidung im Plenum gefällt werden muss?

Suter: Nicht jede einzelne Entscheidung konnte im Plenum gefällt werden, sonst wäre die Giesserei wahrscheinlich bis heute nicht fertig gebaut. Viele Details wurden in den Arbeitsgruppen entschieden und nur die wichtigen Punkte allen zur Entscheidung vorgelegt. Das Wichtigste war die Einsetzung einer professionellen Projektleitung; zusammen mit Jürg Altwegg, einem weiteren Vereinsmitglied, habe ich in dieser Zeit die Führung übernommen.

Frey: Das ist eine wichtige Erkenntnis: Ohne eine professionelle Projektleitung, die auch bereit ist, unpopuläre Entscheide durchzusetzen, kann man etwas so Grosses nicht bauen. Auch

waren wir wegen der Finanzierung gezwungen, uns der Genossenschaft Gesewo anzuschliessen. Dieses Zusammengehen war am Anfang nicht ganz einfach.

Warum?

Frey: Plötzlich waren da Leute, die mitentscheiden wollten, obwohl sie nicht beabsichtigten, später selber in der Siedlung zu wohnen. Das war neu. Hinzu kam, dass wir zu jenem Zeitpunkt bereits ein eingeschliffenes Team waren, gewohnt, unsere Vision autark zu verfolgen.

Balzli: Auch ich hatte am Anfang Mühe, mich damit abzufinden, dass wir nicht mehr autonom waren. Später habe ich gelernt, dass man immer wieder bereit sein muss, seine eigenen Vorstellungen anzupassen. Alles verändert sich ständig in so einer Gemeinschaft, das ist bis heute so und das ist gut so.

2013 durftet ihr die Schlüssel zu euren Wohnungen entgegennehmen. Plötzlich wart ihr nicht mehr Projektleiter und Pioniere, sondern Mitbewohner. Wie schafft man einen solchen Rollenwechsel?

Suter: Ich bin grundsätzlich ein Mensch, der lieber im Hintergrund wirkt. Von daher kam mir das gelegen. Ich bin zwar noch Vorstandsmitglied, aber auch dieses Amt werde ich irgendwann abgeben.

Frey: Viele Leute, die heute hier wohnen, wissen gar nicht, dass es Hans Suter und Jürg Altwegg waren, die das Projekt auf die Beine gestellt haben.

Lampart: Eine spannende Frage. Ich finde weniger den Rollenwechsel schwierig, als zu akzeptieren, dass viele unserer neueren Mitbewohnerinnen und Mitbewohner die Entstehungsgeschichte der Siedlung nicht kennen. Ich fände das wichtig, denn diese ist mit einer Vision verbunden, die weit über faire Mieten und das Wohnen im selben Gebäude hinausgeht.

Frey: Für mich wurde der Rollenwechsel spürbar, als ich das Präsidium des Hausvereins abgab und neue Leute ans Ruder kamen, die nicht von Anfang an dabei waren. Das war nicht ganz einfach. Die Neuen hatten verständlicherweise andere Ideen und ihren eigenen Stil. Ich brauchte einen Moment, um das voll und ganz akzeptieren zu können. In Kürze werden wir wieder neue Bewohnerinnen und Bewohner in den Vorstand wählen und heute finde ich es wunderbar, dass alles in Bewegung bleibt.

Ist es einfach, Bewohnerinnen oder Bewohner zu finden, die solch zeitintensive Ämter übernehmen?

Frey: Es wäre gelogen, wenn wir sagen würden, wir hätten nie Angst, dass das irgendwann mal nicht mehr klappt, aber bis jetzt ist immer ein Türchen aufgegangen. Manchmal muss man halt auch jemanden ein wenig überreden (lacht).

Suter: Es gibt inzwischen ein Bonmot hier: «Wohnen in der Giesserei ist ein Beruf.» Das hat schon was.

Frey: Für diejenigen, die mitmachen und sich engagieren, stimmt dieser Satz, aber es wohnen auch Leute hier, die sich kaum einbringen und die man deswegen auch kaum kennt.

Lampart: Das liegt sicher daran, dass wir anfänglich noch etwa dreissig leere Wohnungen hatten, die wir unter Druck auch an Leute vermietet haben, die unsere Idee nur zum Teil mitgetragen haben. Es ist aber sicher auch die schiere Grösse, die dazu führt, dass nicht mehr jeder jeden kennt, inzwischen wohnen in der Giesserei rund 340 Menschen.

Frey: Das Positive daran ist, dass wir eine gewisse Anonymität geniessen. Wenn man sich in einer Sitzung oder Versammlung einmal zu weit aus dem Fenster gelehnt hat, findet man immer jemanden für einen Schwatz, der unbeteiligt ist.

Wenn ihr heute auf die Zeit der Entstehung zurückschaut, was bleibt?

Frey: Ich bin ehrlich gesagt schon ein bisschen stolz. Wir haben uns nicht nur ein Zuhause gebaut, sondern etwas geschaffen, das zum Denken anregt. Die Giesserei hilft, aufzuzeigen, dass nicht jeder sein eigenes Gärtli braucht, um glücklich zu sein.

Balzli: Für mich ist das Leben hier ein grosses Geschenk. Ich war unter Gleichaltrigen im Freundeskreis und der Verwandtschaft oft eine Exotin, mit «spinnigen Wohnideen». Auch meine Begeisterung für das Mehrgenerationenprojekt war meinem Umfeld am Anfang äusserst suspekt. Vor Kurzem war ich aufgrund einer Operation längere Zeit immobil; es war

Geschichte

- Anfang 2006 stellte Hans Suter seine Vision eines Mehrgenerationenhauses an einem öffentlichen Infoabend vor.
- Im Juli 2007 wurde der Verein Mehrgenerationenhaus von 24 Mitgliedern gegründet.
- Im September 2008 wurde der Kaufvertrag für das Grundstück auf dem Areal der ehemaligen Sulzer-Giesserei in Oberwinterthur unterzeichnet.
- Im September 2009 beschloss die Genossenschaft Gesewo, das Mehrgenerationenhaus zu realisieren.
- Im April 2011 erfolgte der Spatenstich.
- Im August 2012 löste sich der Verein Mehrgenerationenhaus auf und der Hausverein Giesserei wurde gegründet.
- Anfang 2013 zogen die ersten Bewohnerinnen und Bewohner in das Mehrgenerationenhaus Giesserei ein.

immer jemand im Haus, der für mich gekocht oder eingekauft hat. Das hat dann meine Freundinnen und meine Familie schon sehr beeindruckt und plötzlich war Interesse da und einige fragten sogar, ob sie vielleicht selber eine Chance hätten, so eine Wohnung zu bekommen. Das tut gut.

Suter: Ich freu mich einfach daran, wie gut es heute läuft, wie gut wir es miteinander haben. Dass es hin und wieder Konflikte gibt und geben wird, war mir von Anfang an klar.

Lampart: Was das Raumprogramm inklusive des barrierefreien Bauens angeht, würden wir heute sicher ein paar Dinge anders machen, aber alles in allem bin ich sehr glücklich hier. Und ja, Hans hat Recht, man muss streiten lernen, wenn man so wohnen will.

Frey: Ich bin gelassener geworden. Ich weiss heute, dass es immer schwierige Phasen geben kann, aber auch, dass diese wieder vorbeigehen. Was mich bei internen Konflikten wirklich ärgert, sind die hämischen Kommentare von Externen, die sagen: «Ich wusste doch, dass so etwas nicht funktionieren kann.» Ihnen möchte ich sagen: «Es funktioniert, man muss nur bereit sein, einen Konflikt auszuhalten, einander weiter zuzuhören und gemeinsam nach Lösungen zu suchen.»

Tanja Polli ist Journalistin. Andreas Wolfensberger ist Fotograf. Beide leben in Winterthur.